Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 71 (2000)
Heft: 2

Artikel: Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung : bleu-jaune-rouge : Trilogie eines Wohnens im Alter

Autor: Ritter, Adrian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-812029

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung

BLEU-JAUNE-ROUGE: TRILOGIE EINES WOHNENS IM ALTER

Von Adrian Ritter

Wohneinrichtungen und Werkstätten für Menschen mit einer geistigen Behinderung sind im Laufe der letzten Jahre verstärkt mit der Frage konfrontiert worden, inwiefern spezifische Angebote für älter werdende Bewohner und Mitarbeiterinnen sinnvoll und notwendig wären. Die «Fachzeitschrift Heim» hat bezüglich des Wohnens einen Blick in die Literatur geworfen und bei den «Wohnstätten Zwyssigstrasse» in Zürich einen Besuch in altersspezifischen Wohnangeboten gemacht.

Älter wird man immer im Leben, aber irgendwann beginnt man sich sowohl *subjektiv* zu den älteren Menschen zu zählen als auch spezifische Bedürfnisse zu bemerken, die einem beispielsweise die eigene Arbeits- und Wohnsituation überdenken lassen. Nicht anders ist dies auch bei Menschen mit einer geistigen Behinderung: sowohl Wohnangebote wie auch ArbeitgeberInnen in Werkstätten oder der freien Wirtschaft werden bei altersbedingten Veränderungen des physischen und psychischen Befindens oder etwa bei der Pensionierung ihrer Klientel vor neue Fragen gestellt: Ist eine Änderung der *Wohnform* angezeigt und/oder gewünscht? Inwiefern ist die *Betreuung* zu ändern, wenn sich plötzlich nicht mehr alle BewohnerInnen tagsüber an einem Arbeitplatz aufhalten? Soll *Beschäftigung* am Wohnort oder extern angeboten werden? Sind *altersgemischte Wohngruppen* sinnvoll oder bleiben die alten Menschen lieber unter sich?

Unterschiede im sozialen Netz und den Ressourcen

Was gilt es grundsätzlich zu bedenken, wenn Menschen mit geistiger Behinderung älter werden? Und welche allfälligen Unterschiede zum Älterwerden nicht-behinderter Menschen ergeben sich? Werfen wir einen Blick in die Literatur:

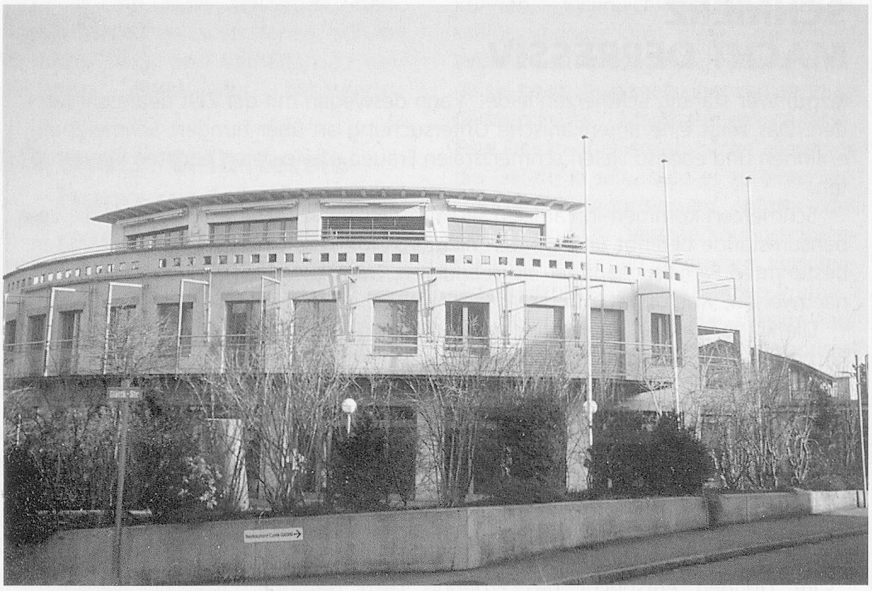
Bonfranchi/Gilgen haben in einem Beitrag in der «Fachzeitschrift Heim» 5/1998 darauf hingewiesen, dass geistig behinderte Menschen sich in der Regel nicht in einer *Familienrolle* befinden, welche ihnen soziale Kontakte im Alter sichert. Gleichzeitig verfügten sie nur über begrenzte Möglichkeiten zum Aufbau und der Pflege eines *Freundeskreises* sowie auf der materiellen Seite über ein zumeist *geringes Einkommen*. Bisweilen wird in der Literatur auch betont, dass die *Eltern die wichtigsten Bezugspersonen* blieben und deren Tod deshalb einen um so tieferen Einschnitt darstelle. Diese Feststellungen betonen somit in erster Linie die Bedeutung der *Ermöglichung sozialer Kontakte* bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung.

Die *Lebenserwartung* geistig behinderter Menschen ist zwar gemäss *Bonfranchi/Gilgen* nach wie vor geringer als diejenige nicht-behinderter Menschen, die verbesserte medizinische und soziale Versorgung führe aber diesbezüglich zu einer *Angleichung*. Es müsse deshalb angenommen werden, dass auch bei dieser Personengruppe die Zahl derer, die an einer Demenz erkranken, zunehmen wird.

Anteilnahme an den Chancen und Problemlagen der älteren Generation

So ist denn auch in einer neuen Publikation der deutschen *Bundesvereinigung Lebenshilfe (1999)* davon die Rede, dass die grösser werdende Gruppe von Menschen mit Behinderung im höheren Lebensalter grundsätzlich Anteil habe «sowohl an den neuen Chancen für die ältere Generation in unserer Gesellschaft (z.B. bessere medizinische Versorgung, neue Einstellungen zu «Seniorinnen und Senioren») als auch an deren Problemlagen (z.B. Engpässe in der Alterssicherung und Altersversorgung)».

Der Übertritt in die Pensionierung könne sich für behinderte Menschen allerdings schwieriger gestalten als für nicht-behinderte, «da sie Veränderungen im Alter schwerer verarbeiten und darüber hinaus in der Regel weniger Möglichkeiten haben, sich auf den Ruhestand aktiv vorzubereiten und ihn zu gestalten» (Kräling 1997). *Klaus Kräling* von der Bundesvereinigung Lebenshilfe fordert deshalb beispielsweise die Werkstätten dazu auf, die Arbeitszeit stufenweise zu verkürzen, zu ermöglichen, verlängerte/zusätzliche Pausen für ältere Mitarbeitende einzuführen, Arbeitplatz und Arbeitsinhalt zu verändern und eventuell auch spezielle Gruppen für ältere Beschäftigte vorzusehen.



Fand auch in Architekturkreisen Beachtung: Der 1993 eröffnete Neubau der «Wohnstätten Zwyssigstrasse» in Zürich. Betagtenwohngruppen und Alterswohnungen werden ergänzt durch ein öffentliches Begegnungscafé im Parterre. *Fotos Adrian Ritter*

Wohnangebote der Bundesvereinigung Lebenshilfe in Deutschland

Die Vereinigung hat 1992 eine eigene Erhebung bei ihren Orts- und Kreisverbänden durchgeführt. Die Verbände hatten dabei selber zu definieren, Personen welchen Alters sie als «älteren oder alten Menschen» betrachten.

Die Altersverteilung ergab folgendes Bild: 28% dieser als «ältere oder alten Menschen» bezeichneten Personen waren bis und mit 50 Jahre alt, 46% zwischen 51- und 60-jährig und nur 25% älter als 60 Jahre.

Inwiefern waren die Kreisverbände nun mit der Thematik älterer Menschen beschäftigt? Die Umfrage ergab, dass in rund *59% der Verbände* älter werdende und alte Menschen mit geistiger Behinderung in den Wohneinrichtungen leben. Diese machten einen Anteil von rund 6% an der Gesamtzahl *der Wohnplätze* aus.

Altersgemischte Wohngruppen dominieren

Was die Wohnform betrifft, so lebten in 76% der Nennungen diese Menschen *gemeinsam mit jüngeren Erwachsenen in einer Gruppe* und nur ein sehr geringer Anteil in reinen «Altengruppen». Dies erkläre sich durch die geringe Anzahl Personen pro Wohneinrichtung: «man kann keine eigene Seniorengruppe aufmachen, wenn nur eine oder zwei Personen dafür in Frage kommen» (Kräling 1993). Als *wünschenswerte Wohnformen* (aus der Sicht der Mitarbeitenden der Kreisverbände!) werden dafür fast gleichrangig Senioren/Altengruppen und Wohngruppen gemischten Alters genannt (48:44 Nennungen).

Psychisches Befinden als Herausforderung

Bei der Wiederholung der Umfrage 1995 war der Anteil älterer Menschen an der Gesamtzahl der Wohnplätze bereits von rund 6% auf 8,6% gestiegen. Festgestellt wurde zudem als Handlungsbedarf für die Wohnstätten und die Bundesvereinigung ein Anteil von rund 40% Verhaltensauffälligkeit und psychischen Störungen bei diesen BewohnerInnen. Im Vordergrund standen dabei (Auto- und Fremd) Aggression sowie Depression und Rückzugsverhalten. Als mögliche Gründe wurden «alterbedingte, normale Alterserscheinungen, körperliche Abbauprozesse, Defizite aus früherer Sozialisation sowie fortschreitende Altersdemenz genannt» (Kräling 1997). Für die Lebenshilfe, so der Autor in der Auswertung der Umfrage, verstärke dies die «Forderung nach der Weiterentwicklung regionaler Hilfesysteme, um die gemeindeintegrierten Wohneinrichtungen (...) stärker in die regionale Gesamtversorgung wie z.B. Versorgungspflicht, Krisenintervention, Stützangebote für Personal usw. einzubinden».

Literaturangaben am Ende des Haupttextes

Wohnformen mit Vor- und Nachteilen

Was die Wohnformen anbelangt, so sehen *Bonfranchi/Gilgen* insbesondere die Möglichkeiten des «Stöckli», also einer spezifischen, altershomogenen Wohngruppe oder die Altersintegration in eine bestehende Wohngruppe mit entsprechend altersheterogener Zusammensetzung.

Bei einer von den beiden Autoren 1998 durchgeführten nicht-repräsentativen Umfrage bei sechs im Kanton Bern domizilierten Institutionen, welche ältere Menschen mit einer geistigen Behinderung beherbergen, haben sich alle Einrichtungen für eine altersmässige *Durchmischung der Klientel* ausgesprochen. Dies habe den Vorteil, dass «Prozesse wie gegenseitige Hilfestellung erst in solchen Gruppen initiiert werden» und beispielsweise mittels Gesprächen eine Anteilnahme am Arbeitsleben der Mitbewohner weiterhin möglich sei.

Gleichzeitig scheinen aber die Grenzen der Pflegemöglichkeit im Alltag schneller erreicht zu sein und eine «Aussonderung» könnte nach *Bonfranchi/Gilgen* dann in Betracht gezogen werden, wenn die betreffende Person soviel Pflege benötigt, dass diese «im Rahmen des Wohnheimkonzepts nicht mehr geleistet werden kann».

Ansprüche und Angebote der Lebenshilfe

«Wer aus dem Arbeitsleben ausscheidet, darf nicht zu einem Umzug gezwungen werden», forderte die Mitgliederversammlung der Bundesvereinigung Lebenshilfe 1990. Zwei Sätze später ist in demselben Grundsatzprogramm allerdings die Rede davon, dass für ältere Menschen «eigene Wohngruppen (...) geplant und eingerichtet werden können». Was aber auch einen ebensolchen Umzug bedingen könnte, wie man zu schlussfolgern geneigt ist. Der (scheinbare?) Widerspruch löst sich auf, wenn mit dem verpönten «Umzug» nicht nur ein Wechsel der Wohngruppe, sondern auch ein solcher der Institution an und für sich oder des Wohnortes gemeint ist.

Wie sehen denn nun die von der *Bundesvereinigung Lebenshilfe* selber angebotenen Wohnformen in Deutschland aus? Eine 1992 durchgeführte Umfrage bei den Orts- und Kreisverbänden ergab, dass eine Mehrheit der älteren Bewohnerinnen und Bewohner in *altersgemischten* Wohngruppen lebt. Als *wünschenswerte* Wohnform wurde von den befragten Kreisverbänden mit etwa gleichen Anteilen altershomogene und altersgemischte Wohngruppen genannt.

Dabei ist allerdings auch der Lebenshilfe klar, dass die geeignetste Wohnform «nur im Einzelfall» entschieden werden kann: «In die dazu notwendigen Überlegungen sind die Bewohner sowie die Bezugspersonen einzubeziehen» (Kräling 1993). *Kräling* empfiehlt allerdings, Wohngruppen zwischen 4 und maximal 8 Bewohnern vorzusehen und Einzelzimmer als Regelausstattung vorzusehen, da sie «dem stärkeren Rückzugsbedürfnis alter Menschen Rechnung tragen und Voraussetzung einer Konzeption sind, die eine verstärkte Pflege und Betreuung der Bewohnerinnen und Bewohner bis zu ihrem Tod vorsieht».

Besuch bei den «Wohnstätten Zwyssigstrasse» in Zürich

Wie gestaltet sich die Situation in der Schweiz? Entsprechende Statistiken über die Altersstruktur der BewohnerInnen von Wohnangeboten für Menschen mit einer geistigen Behinderung scheinen nicht zu existieren. Ein Zustand, der sich hoffentlich durch das vom Nationalfonds 1999 in die Ausschreibung geschickte Forschungsprojekt «Behinderte Menschen in der Schweiz» ändern wird. Nehmen wir uns also ein Fallbeispiel vor und machen uns auf den Weg nach Zürich-Altstetten, wo der Verein «Wohnstätten Zwyssigstrasse» rund 100 Wohnplätze für Jugendliche und Erwachsene mit einer geistigen Behinderung anbietet. Das Angebot umfasst dabei ein Wohnheim, eine Wohntrainingsgruppe, Aussenwohngruppen, eine Gruppe mit Assistenzdiensten, und – dies der Grund für unseren Besuch – Betagtenwohngruppen und Alterswohnungen.

Tagesstruktur und Pflege als neue Erfordernisse

Insgesamt 25 Personen wohnen in den drei Betagtenwohngruppen und den

fünf Alterswohnungen an der Glättlistrasse in Zürich-Altstetten. Die beiden Wohn-Angebote waren 1993 in einem Neubau in Betrieb genommen worden, der aufgrund seiner optischen und baulichen Qualität auch in Architekturkreisen Beachtung fand (vgl. Zeitschrift «Architektur und Technik», Nr. 10/97).

Wie war es überhaupt zur Planung gekommen? In der zweiten Hälfte der 80er Jahre waren die «Wohnstätten Zwyssigstrasse» vor die neue Herausforderung alternder BewohnerInnen gestellt worden, die zudem einer neuen Generation von behinderten Menschen angehörten, die «selbstständiger, interessierter, aktiver und selbstbewusster» war, wie Wohnstätten-Leiter *Klaus Schulz* im Jahresbericht 1997 rückblickend schreibt.

Bis zu diesem Zeitpunkt waren alle Bewohnerinnen und Bewohner berufstätig gewesen: «Wir mussten aber feststellen, dass einige in ihrem Altersprozess soweit fortgeschritten waren, dass sie den Anforderungen einer ‚Vollzeitstelle' nicht mehr entsprechen konnten.» Nötig wurden daher ein internes Angebot an Tagesstruktur sowie an Pflege. Mit der Infrastruktur in den bisherigen Wohnformen konnte diesen Bedürfnissen nicht entsprochen werden: eine neue Wohnform war gefragt. «Da es zum damaligen Zeitpunkt keine Einrichtungen gab, die speziell auf die Bedürfnisse der älteren geistig behinderten Menschen ausgerichtet waren, sahen wir uns gefordert, unsere eigenen Vorstellungen zu entwickeln, wie dem vermehrten Ruhebedürfnis (...) mit einem altersgerechten Tagesrhythmus und Betreuungsangebot Rechnung getragen werden kann.» (Jahresbericht 1997)

Gefragt waren die neuen Wohnangebote aber anscheinend auch bei Personen, die durchaus noch berufstätig sind. Die heutigen Bewohnerinnen und Bewohner sind nämlich zwischen 40 und 70 Jahre alt (Durchschnittsalter: 52 Jahre) und 10 der 25 «Pensionäre» arbeiten noch in Teil- oder sogar Vollzeitbeschäftigung in der freien Wirtschaft oder einer geschützten Werkstätte.

Betagtenwohngruppen und Alterswohnungen

Im selben Haus wie die Wohngruppen und Alterswohnungen befindet sich auch ein Begegnungscafé («Café Glättli») und, bis vor vier Monaten, zwei Beschäftigungsgruppen.

Diese Beschäftigungsgruppen, spezifisch für ältere Menschen, wurden unterdessen ausgelagert: Aus Gründen der Normalisierung, indem zwischen Wohnen und Beschäftigung auch ein Weg zurückzulegen sei, wie *Klaus Schulz* betont. Und mit dem Nachteil, dass gewisse BewohnerInnen nicht mehr so einfach dorthin gehen können, wie etwa die drei pflegebedürftigen älteren Menschen, die auch an der Glättlistrasse wohnen.

In den *Alterswohnungen* leben sieben Personen: in drei 1-Zimmer-Wohnungen und – für Paare – zwei 2-Zimmer-Wohnungen. Die Wohnungen sind voll möbliert und verfügen je über eine Küche, eine Nasszelle und Zugang zu einer Dachterrasse. Für Gruppenaktivitäten steht ein Gemeinschaftsraum zur Verfügung.

Diese Wohnform wird in erster Linie genutzt von ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohnern von Aussenwohngruppen, welche trotz des fortgeschrittenen Alters in der Haushaltführung und Alltagsbewältigung *noch weitgehend selbstständig* sind und nur zeitweise betreut werden.

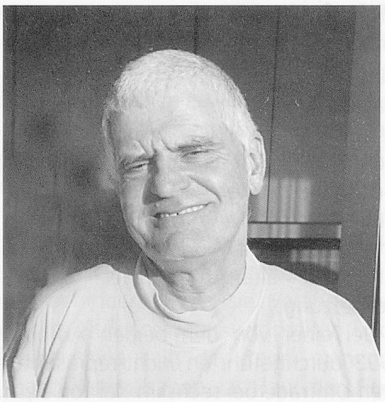
Stärker betreut sind die drei *Betagtenwohngruppen* im selben Haus. In den optisch an der entsprechenden Farbe erkennbaren Gruppen «Rot», «Blau» und «Gelb» wohnen je sechs Personen. «Zunächst waren wir bei der Planung unsicher gewesen, ob 1er-Zimmer oder 2er-Zimmer den Bedürfnissen zukünftiger Bewohnerinnen und Bewohner am gerechtesten werden. Es galt sowohl Rückzugs- und Ruhebedürfnisse als auch das Bedürfnis nach Sozialkontakt zu berücksichtigen», erzählt *Margrit Schulz,* Leiterin Betreuung Betagtenwohngruppen. Man entschied sich für eine flexible Lösung, bei welcher je zwei 1er-Zimmer mit einer Schiebewand verbunden sind: «Es war spannend, zu sehen, wie diese Trennwand zu Beginn offen stand und dann von den Bewohnern nach und nach mehr geschlossen wurde, bis man uns sagte: ‚Jetzt habe ich ein eigenes Zimmer'.»

Raum für Sozialleben ist trotzdem genug vorhanden. Jede Wohngruppe verfügt über Wohnzimmer, Esszimmer, Küche und einen Beschäftigungsraum. Alle Arbeiten des Gruppenhaushaltes können somit gemeinsam erledigt werden und ein Grossteil der Freizeitgestaltung kann direkt in der Wohngruppe stattfinden. Zudem sind in allen Gruppen die nötigen Pflegereinrichtungen (Pflegebetten, Rufsysteme, Spezialbadewanne usw.) vorhanden.

Altershomogene Wohngruppen mit möglichst grosser Selbstbestimmung und Integration

Die Alterswohnungen sind nach Auskunft von *Klaus Schulz* nach wie vor einzigartig in der Schweiz. Für ihn spricht insbesondere das vermehrte Ruhebedürfnis sowie die Bereitstellung von Pflegeinventar für das Führen altershomogener Gruppen. Auch *Margrit Schulz* würde in Zukunft wieder Alterswohngruppen errichten: «Ich war früher skeptisch gegenüber separierenden

Alterswohnung: Ein bisschen mehr im Grünen?



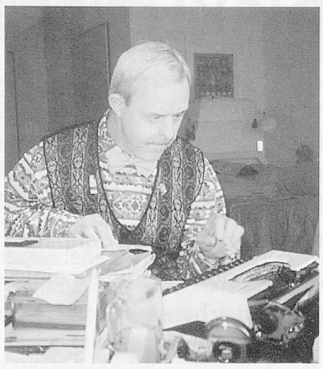
Auf der Dachterrasse vor seiner Alterswohnung: Der 58-jährige Felix Stierli.

Der 58-jährige *Felix Stierli* wohnt seit Eröffnung des Hauses in einer der 1-Zimmer-Alterswohnungen. Bis 1985 hatte er bei den Eltern, zuletzt bei der Mutter, gewohnt und danach im Wohnheim, der Wohnschule und bis 1993 in einer Aussenwohngruppe der «Wohnstätten Zwyssigstrasse» gelebt. Er ist froh über die Betreuungsform, die an der Glättlistrasse angeboten wird. «Ein bisschen mehr im Grünen wohnen» würde er sich wünschen, zum Beispiel in Adliswil. Wir blicken aus dem Fenster in die winterliche Sonne, das Quartier und den nahen Wald und er scheint einen Moment zu zweifeln, ob es nicht doch grün genug ist hier. Aber die «Faszination Adliswil», wo er oft hinfährt, bleibt. Und sie bleibt sein Geheimnis.

Mehr als der Wohnort beschäftigt *Felix Stierli* im Moment allerdings seine Arbeitssituation. Nach mehr als 30 Jahren Kurierdienst in einem graphischen Betrieb hat ihn der Arbeitgeber wissen lassen, dass ab April keine Arbeit mehr für ihn vorhanden sein werde. «Wie finden Sie denn das?» fragt er und erzählt weiter, dass er seit zwei Monaten mit seinem Bruder zu Gesprächen aufs Arbeitsamt gehe, um eine Arbeitsstelle für die restlichen sieben Jahre bis zur Pensionierung zu finden.

Betagtenwohngruppe «Blau»: Ein Computer fürs Büro

Ebenfalls seit 1993 ist *Heinz Jacober* im Haus an der Glättlistrasse wohnhaft. Der 52-jährige lebt in der Betagtenwohngruppe «Blau» im Parterre. Er hat bis zu seinem Einzug mit seiner Mutter zusammen gewohnt, sogar, als diese ins Altersheim einzog. Er hat nie eine Werkstätte besucht, sondern sich nach Schule und Eingliederung zuhause mit seinem eigenen «Büro» beschäftigt. Dies ist ihm auch heute noch wichtig und sein nächstes Projekt besteht darin, am Computer schreiben zu lernen. Dieser Wunsch wird sich wohl bald erfüllen lassen, wie Betreuungs-Leiterin *Margrit Schulz* am Tage des Besuches mitteilt: sie habe einen Computer auftreiben können. Ebenso sehr gehört allerdings zum Wohnen auch die Mitarbeit im gemeinsamen Haushalt am Morgen und, freiwillig, der nachmittägliche Besuch der Beschäftigungsgruppe.



Wohnen in der Betagtenwohngruppe «Blau»: Zum Beispiel Heinz Jacober.

Massnahmen, dachte eher an altergemischte Wohngruppen, wo jeder von jedem lernen kann. Aber die Erfahrung hat gezeigt, dass dies ab einem gewissen Punkt nicht mehr möglich ist. Man vermag dann nicht mehr den Bedürfnissen sowohl der jüngeren wie auch der älteren Bewohnerinnen und Bewohner gerecht zu werden. Ich denke dabei insbesondere an das Ruhebedürfnis und die andersartige Tagesstruktur. Man kann nicht auf zwei Hochzeiten tanzen.»

Auszugleichen versucht wird die altersspezifische Separation mit Begegnungsorten für jung und alt wie dem «Café Glättli», welches Bewohnenden anderer Wohngruppen wie auch QuartierbewohnerInnen offen steht: interne und externe Integration zugleich.

Bei der Schaffung der Angebote wurde gemäss dem Normalisierungsprinzip grundsätzlich davon ausgegangen, dass betagte geistig behinderte Menschen die gleichen Grundbedürfnisse wie alle älteren Menschen haben: möglichst grosse Selbstbestimmung, Kontaktmöglichkeit mit anderen Menschen, kein Wechsel der Wohnform bei eintretender Pflegebedürftigkeit. Auch die einzelnen Wohngruppen organisieren sich daher weitgehend autonom.

Vielfalt der Wohnformen

«Wenn es mehr Auswahl an Wohnformen gäbe...», war in einem Workshop der Insieme-Tagung 1999 zum Thema «Menschen mit schwerer geistiger Behinderung» verschiedentlich formuliert worden. Ein Wunsch, der sich wohl allgemein auf das Wohnen für Menschen mit einer geistigen Behinderung bezog und somit auch für ältere Menschen Gültigkeit hat.

Die «Wohnstätten Zwyssigstrasse» wissen darum: eine breite Palette dezentral gelegener und doch mannigfach vernetzter Angebote, die Selbstbestimmung und adäquate Betreuung ernstnehmen wollen, zeugen davon: Damit das Leben farbig bleiben kann. Zum Beispiel Blau, Gelb oder Rot.

Literaturangabe:

Bonfranchi, Riccardo und Gilgen, Mirjam: Alter Menschen mit einer geistigen Behinderung. Eine empirische Studie, in: «Fachzeitschrift Heim», 5/1998

Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte: Persönlichkeit und Hilfe im Alter. Zum Alterungsprozess bei Menschen mit geistiger Behinderung, Lebenshilfe-Verlag, Marburg, 1999

Kräling, Klaus: Bewältigung neuer Lebensumstände im Alter, in: Weber, Germain (Hrsg.): Psychische Störungen bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung, Verlag Hans Huber, Bern u.a., 1997, S.156–175

Kräling, Klaus: Die Situation in Wohneinrichtungen der Lebenshilfe. Ergebnisse einer Umfrage, in: Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte: Alt und geistig behindert. Ein europäisches Symposium, Lebenshilfe-Verlag, Marburg, 1993

«GEISTIG BEHINDERT UND PSYCHISCH KRANK»

4. Bremgarter Fachtagung der Fachschule für Sozialpädagogische Berufe, vom 24./25. März 2000

Die Fachschule für Sozialpädagogische Berufe (FSB) in Bremgarten, ein Bereich der Stiftung St. Josefsheim, feiert ihr 25-jähriges Bestehen. Aus diesem Anlass findet am 24./25. März 2000 die 4. Bremgarter Fachtagung zum Thema: «Geistig behindert und psychisch krank» statt.

Die Fachschule für sozialpädagogische Berufe (FSB) widmet sich seit 25 Jahren der Aus- und Fortbildung von Fachpersonal im Bereich der Betreuung, Erziehung, Förderung und Pflege von Menschen mit einer geistigen und/oder mehrfachen Behinderung.

Im Rahmen des Fort- und Weiterbildungsangebotes werden immer wieder Einführungskurse, Vorträge und Fachtagungen organisiert und durchgeführt.

Dieses Jahr findet die 4. Fachtagung statt.

Referenten und Referentinnen aus der Schweiz, Deutschland und Österreich werden an dieser Tagung teilnehmen. Es handelt sich dabei um Vertreter und Vertreterinnen der Fachbereiche Heilpädagogik, Psychiatrie und Psychologie.

Eine kurze Hinführung zur Thematik: Jahrzehntelang waren psychiatrische Kliniken Auffang- und Sammelbecken für viele geistig Behinderte, die aufgrund ihrer Störungen in herkömmlichen heilpädagogischen Einrichtungen nicht mehr tragbar waren. Dieser Personenkreis wurde oft vernachlässigt, weil niemand an einen therapeutischen Behandlungserfolg glauben wollte. Glücklicherweise sind heute solche Zeiten vorbei. Der Dialog und die Zusammenarbeit zwischen Heilpädagogik und Psychiatrie hinsichtlich verbesserter Lebensräume, Betreuung und Therapie für Menschen mit geistiger Behinderung hat sich in den vergangenen Jahren deutlich verbessert. Dennoch gibt es immer noch viele Unsicherheiten und Zweifel hinsichtlich der Behandlung und des Zusammenlebens mit psychisch kranken Geistigbehinderten, auch wenn heute durchaus Therapieansätze zur Verfügung stehen, die für die Behandlung betroffener Behinderter geeignet sind. Wichtig ist, dass sich Aufgaben und Ziele der Heilpädagogik, Psychiatrie und Psychologie nicht widersprechen. Diesem Anspruch will die Fachtagung gerecht werden, indem sie der interdisziplinären Verständigung die Wege öffnen will.

Informationen und Anmeldung:
24./25. März 2000
Bremgarten (AG), Geistig behindert und psychisch krank,
4. Fachtagung der FSB,
Fachschule für sozialpädagogische Berufe (FSB)
Stiftung St. Josefsheim, 5620 Bremgarten,
Telefon 056/648 45 21, Fax 056/648 45 20